

Wohnhöfe Auerberg in Bonn



Vor zwei Jahren standen sich der Lehrer und sein Schüler schon einmal gegenüber, mit zwei Texten, die in der Überschrift das jeweilige Gegenteil behaupteten. Uwe Schröder (Jahrgang 1964) titelte „Zweck und Form“, Oswald Mathias Ungers (Jahrgang 1926) in Kenntnis der Gegenmeinung „Form und Zweck“.¹ Der Unterschied liegt in den Prioritäten. Eine analytische Gegenüberstellung

von Klaus-Dieter Weiß

Die Aktualisierung der platonischen Welt der Ideen oder auch die ausdrückliche Konkretisierung der Revolutionsarchitektur Boullées führt Ungers zur reinen Kunst. Seinen quadratisch aufgebahrten Museen oder Wohnhäusern ist Vergnügen nicht angemessen. Reine Kunst birgt gebaut ein Risiko, laut Julius Posener gehört auch das Märkische Viertel in diese Kategorie. Uwe Schröder, für seine drei Bonner Wohnungsbauprojekte, zuletzt die Wohnhöfe Auerberg, mit dem Kritikerpreis 2004 ausgezeichnet, öffnet dem unschuldigen, neutralen Quadrat eine andere Welt. Er bezieht sich auf eine anthropologische Konstante, die schon Adolf Behne und Bruno Taut beschäftigt hat.

Es sind ungewohnte Wohnformen, die Uwe Schröder vor allem dann im beschaulichen Bonn wie selbstverständlich realisiert, wenn er mehrere Wohnungen zueinander in Beziehung setzt. Ihr typologischer Schwerpunkt liegt im Raum vor der Wohnung. Wo denkt man im Wohnungsbau schon in den Kategorien von Atrium, Agora, Forum, Kreuzgang und Kolonnade? Oder gar von einem „inneren Außenraum“ (Schröder), einem in das Hausgefüge eingebogenen Mittler zwischen Hauszugang und Wohnungstür?

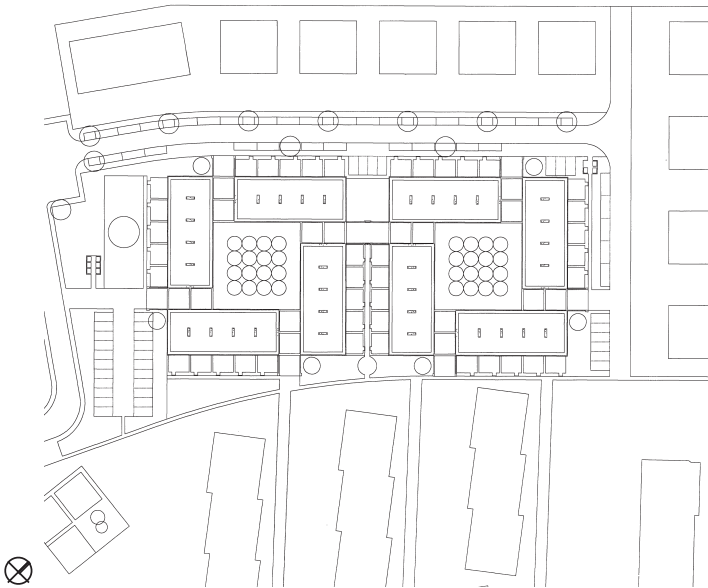
In Uwe Schröders innerem Außenraum, dem Nukleus seiner hausbezogenen Stadt-idee, erreicht der Wohnungsmieter seine Wohnung wie der Eigentümer sein Haus: im Freien, nach dem Umrunden eines Baums, nach dem Durchqueren eines Hofes. Das Pathos von Kreuzgang oder Agora hat an dieser gesellschaftlichen Schnittstelle, zwischen Privatheit, Gemeinschaft und Öffentlichkeit nicht nur Symbolwert. Reiner Zweck? Keine Kunst? So einfach macht es sich ein konzeptionell und historisch versierter Ungers-Schüler, der auch Wolfgang Döring und Laurids Ortner zu seinen Lehrern zählt, nicht. Die in das Haus integrierte Raumidee der Stadt: Platz und Platzwand, quadratisch geordneter Raum und generell angelegte Raumform, ist regelmäßig auch ein Forum der Kunst.

Eine Form ist eine Form
ist eine Form, lautet
der Leitsatz des Meisters.
Dagegen behält der
Schüler den höheren
Zweck, die Gemeinschaft
im Blick. Unten: Garten-
seite des Hauses Ungers
III in Köln (1994–96) von
Oswald Mathias Ungers



Strenge Ordnung und
Symmetrie vermitteln
Vornehmheit, dabei rei-
hen sich 40 Miet-Einfami-
lienhäuser mit nur 90
Quadratmetern Wohnflä-
che in zweimal vier Fün-
fergruppen um zwei Höfe.

Lageplan M 1:2000. Im
Nordwesten sollen in
Zukunft zweigeschossige
Maisonetten mit 60-Qua-
dratmetern Wohnfläche
anschließen, die in einem
öffentlichen Park eng zu-
sammenrücken.





Oben die Gartenseite des Hauses Blömer-Feldmann in Bonn von Uwe Schröder. Es entstand 1996, zeitgleich mit dem Haus Ungers III (Seite 60).

Nach Meinung des Architekten führt das Prinzip der Reihung nur selten zu außenräumlicher Qualität, daher ist diese Siedlung nach dem Vorbild der Vierkanthöfe angelegt. In ihrer Mitte wachsen vier mal vier Linden aus dem blaugrauen Basaltsplittbelag.



Innerer Außenraum

Ungers zufolge ist der Zweck der Architektur die Architektur. Oder, so sein Schlusssatz vor zwei Jahren: „Form ist Form als Form, und alles andere ist alles andere.“ Bei Schröder verbindet sich die Formalität mit konkreter, komplexer Funktion. So schlicht – und perfekt im Detail – die formalen Mittel eingesetzt sind, so poetisch ist deren räumliche Botschaft. Das Wohnen steht im Vordergrund einer raumbezogenen und erst dann idealen Form. Form, die nicht auf Selbstherrlichkeit zielt, sondern auf den Zweck. Die edlen Lärchenholz-Fassaden mit ihren beweglichen Elementen sind von den Bewohnern schnell durcheinandergebracht und bleiben es. Kleinlichkeiten der Fassade, die die Peinlichkeiten des Hausens dahinter schon in die Öffentlichkeit tragen, bevor sie begangen sind, werden durch Kontinuität und Permanenz, aber ohne Monotonie vereitelt.

Stadt in der Stadt

Gewöhnlich ist Wohnungsbau am Zweck orientiert, aber nicht am höheren Zweck. Leider auch nicht am zweckdienlichen Typus, sondern an aufgeschminkter, grellbunter Vielfalt. Ungers konterkariert in seiner Architektur zu Recht die niederen Zwecke, verliert dabei aber auch den höheren Zweck aus dem Blick, der im Gemeinschaftsmodell der Stadt als höchster Kunstaufgabe (Gottfried Semper) liegt. Dieser Aufgabe ist zum Beispiel nicht dadurch Rechnung getragen, dass der Bewohner mit Hilfe von zwei symmetrisch angelegten Haustüren links- und rechts herum in ein Treppenhaus einsteigen kann, wie bei der Wohnbebauung am Berliner Lützowplatz (1983). Ähnliches gilt für das jüngere Beispiel der Köthener Straße in Berlin (1987), das zwar acht dreigeschossige Einzelhäuser mit aufgesetzten Wohnungen zusammenschließt, diesen aber keinerlei Autonomie einräumt. Die Außenabmessungen des Berliner Blocks weichen mit 40 Metern nicht allzu dramatisch von den 47 Metern der Bonner Wohnhöfe ab.

Wenn Ungers der Postmoderne 1998 bescheinigt, ihr Voyeurismus habe „die Architektur in einen albernem Dekorativismus und einen geistigen Tinnefladen verwandelt“², möchte man ihn fragen, ob die absolut gesetzte Form dieses Risiko nicht grundsätzlich in sich trägt. Im Sinne Mies van der Rohes: „Wirkliche Form setzt wirkliches Leben voraus.“ Die Ungers-Monographie 1951–1990 enthält zwar das Kapitel „Das Haus als Abbild der Stadt“, aber gezeigt werden darin lediglich Wettbewerbe. Im Folgeband 1991–1998 löst sich diese blasse thematische Spur als Ordnungselement der Monographie vollends in die viel zu simple Unterscheidung von Projekten und Bauten auf. Der richtige Gedanke „Stadt in der Stadt“, „Haus im Haus“ bleibt Formalie, er wird in der Praxis nicht räumlich greifbar und damit verständlich. „Architektur, die nur funktioniert, ist trivial“, schreibt Ungers. Das Formalisieren als Gegenbotschaft bedarf allerdings einer Zielsetzung und kommt darum ohne den Zweck nicht aus. Der Ansatz des Gestaltungsprozesses liegt für Uwe Schröder darin, den Bedürfnissen Raum zu geben, denen Hausbau und Stadtbau ihre Existenz verdanken: der Suche nach Schutz und Gemeinschaft.

Versammlungsort

Ungers weist den Zweck, selbst an den symbolischen Fixpunkten Eingang und Herd, so weit von sich, dass Jünger und Andersgläubige leicht zu trennen sind. Seinem Schüler gelingt insofern ein bedeutsamer Brückenschlag. Schröder arbeitete von 1988 bis 1990 während seines Studiums an der TH Aachen im Büro Ungers, als dort späte Varianten der Marburg-Häuser und des Salzburger Wohnprojekts Forellenweg bearbeitet wurden, und war von 1991 bis 1992, ebenfalls vor dem Diplom, Gasthörer bei Ungers. Im anschließenden Aufbaustudium an der Düsseldorfer Kunstakademie wurde er Meisterschüler von Laurids Ortner. Die Seelenverwandtschaft zu Ungers bleibt unverkennbar. Dennoch zeigen sich elementare Unterschiede. Haus Ungers III in Köln (siehe Seite 60) versteckt in seiner vierteiligen Fenstertüren-Symmetrie und in begehbaren Funktions-Doppelwänden nicht nur den Eingang, die Küche und die Treppe, es unterscheidet anders als das von Schröder 1996 gleichzeitig realisierte Haus Blömer-Feldmann in Bonn (Bild oben) auch nicht zwischen Erschließungs- und Gartenseite. „Eine klinisch reine Figur, eiskalte Geometrie, die verzweifelte Suche einer spirituellen Einheit der Dinge“, die schon den spätmittelalterlichen Philosophen und Theologen Nikolaus von Kues (1401–1464) antrieb, so Francesco Dal Co. In seiner ersten Villa, Haus Clement in Bonn, baute Schröder den Typus des zentralen Atriums zum ersten Mal, was beim Wohnungsbau zum Auslöser einer intensiven Beschäftigung mit dem „Außenwohnraum“ bei Bruno Taut führte.

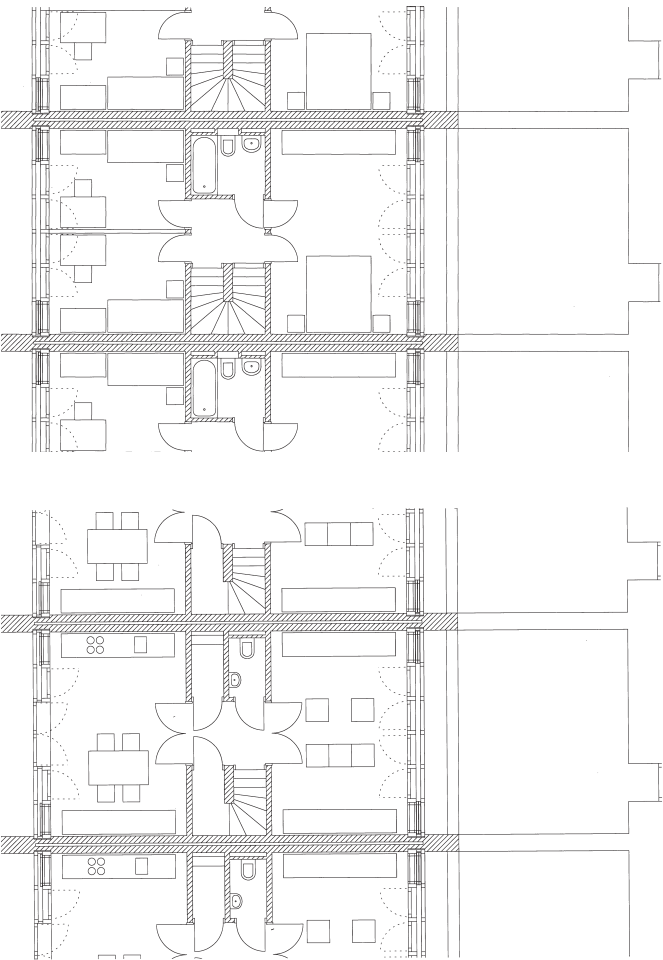


Vor allem dem halböffentlichen Raum schenkt der Architekt besondere Aufmerksamkeit: Mit eigener Haustür fühlt sich der Mieter hier wie ein Hausbesitzer.

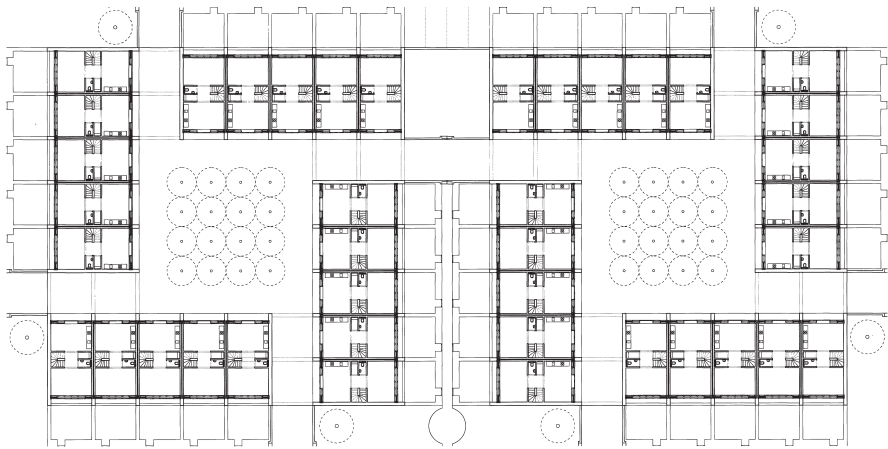
Noch fehlt dem jungen Stadtteil Auerberg ein homogenes und zusammenhängendes Gefüge, so bemühen sich die beiden Wohnhöfe um ein Gefühl der Geborgenheit und geben sich introvertiert.



Grundrisse M 1:200
Obergeschoss
Erdgeschoss



Grundrisse
Erdgeschoss M 1:1000



Raumform

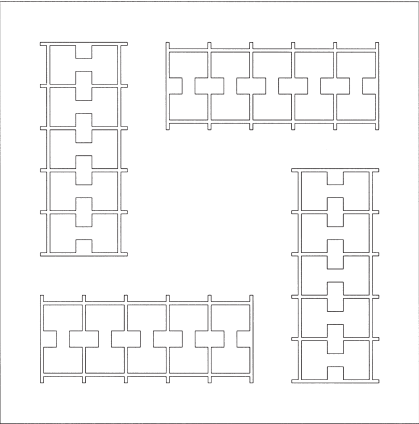
In Schröders Wohnhöfen bespielen die Bewohner ein Instrument, das funktional vieles zulässt, formal aber – auf deutlich höherem Niveau als im Wohnungsbau üblich – Grenzen zieht. Versteckt werden nur die Heizkörper in den fixen Endfeldern der Fassade. Nebenräume und Treppe konzentrieren sich minimiert im Zentrum des „Hauses“, allein die Wasseranschlüsse gehören nicht zum festen technischen Repertoire jedes teilbaren Individualraumes. Der Besucher klingelt unmittelbar vor Küche und Essraum beziehungsweise Wohndiele und Eingangshalle. Oder auch vor dem einzigen Wohnraum, wenn sich, wie in dem vielfältigen Nutzungskanon auch geschehen, Wohngemeinschaften drei große Zimmer von jeweils knapp 20 Quadratmetern und eine ebenso große Wohnküche teilen. Die zugrunde gelegte Denkstruktur des Quadrats wird nur in den Außenräumen sichtbar, am stärksten im zentralen Hofraum mit seinem künstlichen Naturdach. Wie die Bewohner diesen Raum nutzen, bleibt abzuwarten. Ihre positive Grundhaltung überrascht nicht, aus Wohnungsmietern sind de facto Hausbewohner geworden, was baurechtlich in dieser Dichte gar nicht möglich gewesen wäre. Vielleicht werden die Bewohner ihren gedeckten Frühstückstisch mitunter tatsächlich vor ihr Haus stellen. Die Haustür ist zweiflügelig angelegt. Der linke Türgriff rahmt die Hausnummer und das Schloss, der rechte den Namen der Bewohner und die Klingel. Vor allem öffnet sich die Haustür, eigentlich die Wohnungstür, aber 1,70 Meter weit im Lichten. Damit wird die Haustür wie die Schiebeläden zu einem Element der Gemeinschaft, zu einer Form, die dem Menschen Raum gibt.

1
Der Architekt 12/2001,
S.15ff. / S.23

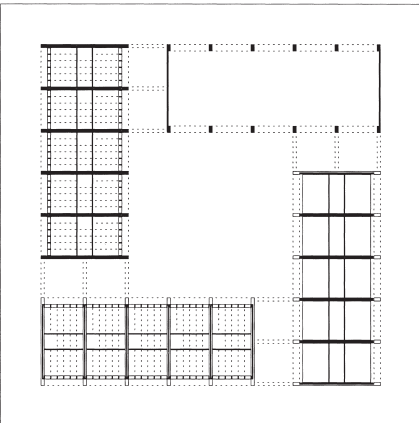
2
Oswald Mathias Ungers:
Aphorismen zur
Architektur, in: ders.:
Architektur 1991–1998,
Stuttgart 1998, S. 15

Das Ordnungssystem diktiert nicht nur Raumbildung und Bauform, sondern beeinflusst selbst kleinste Form- und Raumteile.

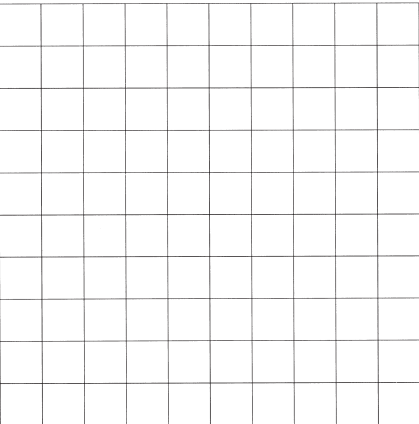
- 1 Gruppierung
- 2 Konstruktion
- 3 Ordnung
- 4 Raumbildung
- 5 Kernraum und Anräume
- 6 Spiegelung



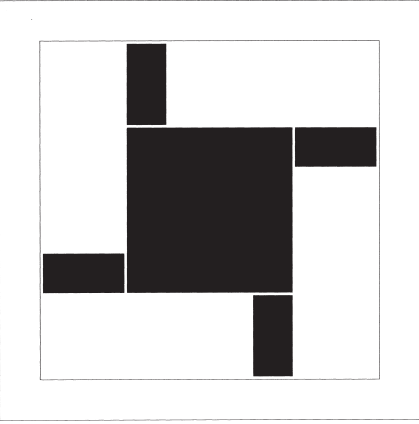
1



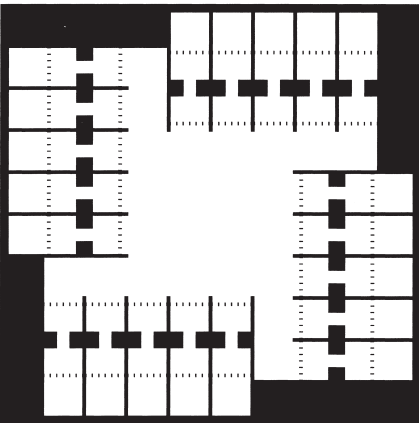
2



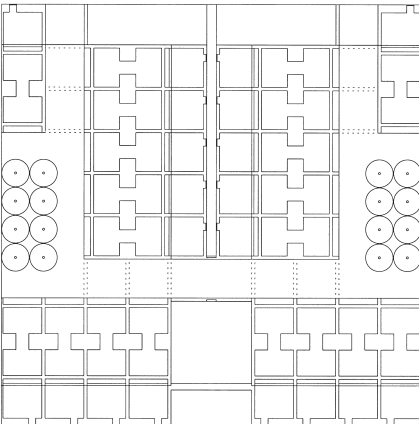
3



4



5



6

Bauherr:
EHF Wohnungsbau GmbH & Co. KG, Bonn
Architekten:
Uwe Schröder, Bonn
www.usarch.de
Mitarbeiter:
Stefan Dahlmann, Till Robin Kurz,
Stefanie Schmand
Statik: Hans Ertl, Ingenieurbüro für
Tragwerksplanung, Bonn
Planungsbeginn: 1998
Fertigstellung: 7/2003
Standort:
Prager Straße 20-98, Bonn

Fotos:
Peter Oszvald, Bonn

Ob für Familien, Wohngemeinschaften oder sonstige Gruppierungen – die Räume haben alle gleiche Größe und gleichen Zugschnitt, so können sie gerecht verteilt werden. Der zum Hof orientierte Raum im EG dient als Eingangshalle, Küche und Wohnraum.

